

**Johannes Czwalina
Ferri Abolhassan**

**Für eine
würdevolle
Zukunft**

**Johannes Czwalina
Ferri Abolhassan**

Für eine würdevolle Zukunft

Die Arbeit von morgen
gestalten wir heute



Frankfurter
Allgemeine
Buch

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



**Frankfurter
Allgemeine
Buch**

© Fazit Communication GmbH
Frankfurter Allgemeine Buch
Pariser Straße 1
60486 Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Nina Hegemann
Umschlagbild: © Adobe Stock/Chinnapong
Layout und Satz: schreiberVIS, Seeheim
Druck: CPI Books GmbH
Printed in Germany

1. Auflage
Frankfurt am Main 2024
ISBN 978-3-96251-201-9

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Buch hat sich zu einer
nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet und erwirbt
gemeinsam mit den Lieferanten Emissionsminderungs-
zertifikate zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes.



Inhaltsverzeichnis

I Prolog	7
I.1 Arbeit im Verlauf der Geschichte: Daseinsfindung und Entfremdung	11
I.2 Arbeit heute: Wird der Mensch auf seine Markteffizienz reduziert?	31
I.3 Arbeit in der Zukunft – Würdelose Maloche oder sinngeleitetes Tätigsein?	37
I.4 Die Superkraft Mensch in einer digitalen Arbeitswelt	39
I.5 Vorboten der sich auf dem Arbeitsmarkt abzeichnenden Veränderungen	57
II Unter welchen Voraussetzungen kann die Arbeitswelt von morgen zu einem besseren Ort werden?	75
II.1 Über der Würde des Gewinns steht die Würde des Menschen	81
II.2 Nur ein Nachhaltigkeitsmarkt ist zukunftsweisend	84
II.3 Übereinstimmung von Finanzmärkten und Realwirtschaft	92
II.4 Unternehmen als Träger gesellschaftlicher Verantwortung	94
II.5 Entkopplung der Zwangsehe von Arbeit und Verdienst	102
II.6 Die Verantwortung des Staates	106
II.7 Diverse Unternehmensmodelle in Betracht ziehen	109
III Das Persönlichkeitsprofil für eine würdevolle Zukunft der Arbeit	119
III.1 Zwischen Egoismus und gelebter Verantwortung	125
III.2 Personale Kompetenz zählt mehr als Managementkompetenz	127

III.3	Vom Manager zum Leader	134
III.4	Der persönliche Weg zu einem gefestigten Charakter	136
III.5	Von der Opferrolle zur Eigenverantwortung	143
III.6	Arbeit als Ausdruck von Authentizität	146
III.7	Arbeite ich, damit ich wertvoll bin oder weil ich wertvoll bin?	150
III.8	Eine Lebensaufgabe suchen und finden	154
III.9	Werte positiv erleben, Verantwortung übernehmen	159
III.10	Unterstützende Checklisten zur Findung des eigenen Standpunktes	163
IV	Nach uns die Zukunft: Integrativ leben – Zwischen Arbeitswelt und privater Lebensfülle	175
	Die Autoren	179
	Literaturverzeichnis	182
	Endnoten	188

| Prolog

Der Mensch braucht Arbeit so wie Luft, Nahrung und Liebe. Menschsein und Arbeit hängen unmittelbar miteinander zusammen.

Das Bedürfnis nach persönlicher Erfüllung in der Arbeit meldet sich immer deutlicher zu Wort und konkurriert zunehmend mit dem Verständnis von Arbeit als Mittel zur Existenzsicherung. Eine junge Frau sagte: „Arbeit ist mir wichtig, aber Arbeit ist nicht das, wofür ich arbeite. Ich arbeite, um mir die anderen Werte im Leben leisten zu können.“ Sie muss so denken, denn sie kann nicht mehr davon ausgehen, dass Fleiß eine sichere Lebensstellung nach sich zieht.

Es gab diese Zeiten, in denen der Wert der Arbeit a priori als Garant für die Würde des Menschen höher bewertet wurde als der Aspekt ihrer materiellen Ausbeute. Das „ora et labora“ der Benediktinermönche und die Zeilen „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis“ aus Friedrich Schillers Lied von der Glocke verdeutlichen dies eindrücklich. Wir begeben uns in diesem Buch zunächst auf eine kleine Zeitreise in die Vergangenheit, um uns den Bedeutungswandel der Arbeit für den Menschen im Laufe der Jahrhunderte zu vergegenwärtigen. Damit wollen wir eine souveräne Ausgangslage schaffen, um die gegenwärtige Situation unserer Arbeitswelt aus einer erweiterten Perspektive heraus einzuschätzen. Wir wollen uns kritisch die Frage stellen, ob die aktuellen Landkarten der Personalpoli-

tik noch diejenige Lebenswirklichkeit abbilden, in welcher sich der Einzelne bewegen möchte, und ob das gegenwärtige Verhältnis zwischen Erfüllung und Mühsal durch die Arbeit für uns noch stimmig ist.

Was wollen wir verändern? Und in welchem Maße kann der Einzelne überhaupt an der Veränderung mitwirken?

In unseren Überlegungen wird sich herauskristallisieren, dass nicht die viel beschworenen technischen Innovationen, sondern nur in sich ruhende, gefestigte Persönlichkeiten die zukünftigen Anforderungen meistern beziehungsweise verändern können. Der Schlüssel für die Bewältigung oder Veränderung zukünftiger Arbeitsbedingungen liegt nicht in erster Linie in der Verwirklichung neuer Gesellschaftsmodelle, sondern in der Beschaffenheit unserer Persönlichkeit und unserer Bereitschaft, mit Veränderung bei uns selbst anzufangen. Darum wenden wir uns diesem Thema mit besonderer Aufmerksamkeit zu.

Ohne ein ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein des einzelnen Entscheidungsträgers, ohne die Fähigkeit, deutlich zu formulieren, was *wir* wollen und was *wir* nicht wollen, werden *wir* von Entwicklungen überrollt, die uns unsere Handlungsfreiraume für eine Zukunft, die *wir* bestimmen, abgraben. Der Schlüssel für eine selbstbestimmte Zukunft liegt in der Frage: Was wollen wir? Und er liegt in unserer Persönlichkeit. Nur eine gefestigte Persönlichkeit kann das aussprechen, was sie will, und das vollbringen, was sie sagt. Deswegen werden wir uns in diesem Buch stark mit dem Persönlichkeitsprofil auseinandersetzen, welches Voraussetzung ist für die erfolgreiche Gestaltung einer lebenswerten Zukunft.

Wir stellen eine Bandbreite von optimistischen und pessimistischen Zukunftsoptionen nebeneinander, um den Leser darin zu unterstützen, seinen eigenen Standpunkt zu finden.

Der zunehmende Verlust der bisher als selbstverständlich vorausgesetzten unbegrenzten Ressourcen als Motor unserer Arbeitswelt kann zum Ausgangspunkt werden, unser Bedürfnis

nach einer würdevollen Arbeit wieder neu zu entdecken und überzeugender einzufordern.

Der Markt ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Markt. Der Mensch ist der Gärtner, der Markt ist der Bock. Es gibt zu viele Gärtner, die vom Bock durch den Garten gejagt werden.

Das vorliegende Buch ist der Versuch, aus der Reflexion des Verständnisses von Arbeit im Verlauf der Geschichte sowie der Beobachtung aktueller Entwicklungen der Arbeitswelt zur Überwindung von Denk- und Verhaltensblockaden anzuregen. Wir möchten Perspektiven aufzeigen, den ganz persönlichen Weg im beruflichen wie privaten Alltag zu finden, statt Opfer und Getriebene zu sein oder zu werden.

Der Aufbau des Buches ist so gestaltet, dass die Hauptteile wie auch die einzelnen Kapitel und Unterkapitel für sich allein stehend je nach persönlichem Interesse und aktuell relevanten Fragestellungen gelesen werden können, ohne dass die vorangegangenen Kapitel zum Verständnis vorausgesetzt werden. Einzelne Redundanzen sind daher bewusst in Kauf genommen, um die Eigenständigkeit und bessere Lesbarkeit sicherzustellen.

Fahrplan:

- Wie hat sich unser Arbeitsverständnis im Laufe der Geschichte verändert?
- Wohin entwickelt sich die Arbeitswelt in der Zukunft? Was bleibt, was ändert sich?
- Welche Chancen und welche Belastungen bringt die neue Arbeitswelt mit sich?
- Was können wir aus der Vergangenheit lernen?
- Welches Verständnis von Arbeit war lebensdienlich, welches hinderlich? Welche neuen Formen von Arbeitsverständnis sind zu entwickeln?
- Wie verkrafsten die Menschen diese Veränderungsprozesse seelisch? Wo ist Platz für die Menschen in der Gesellschaft, die nicht den künftigen Anforderungen entsprechen?

- Welches Persönlichkeitsprofil ist für die vor uns liegende Arbeitswelt erforderlich? Welche persönlichen Lebensentwürfe können Auswege und neue Perspektiven bieten? Nachhaltige Veränderungen beginnen immer beim Einzelnen. Wenn wir über die Zukunft der Arbeit sprechen, kommen wir an einer ganz persönlichen Auseinandersetzung mit uns selbst und unseren Motiven nicht vorbei.
- Was bedeutet für uns in der zukünftigen Arbeitswelt Würde und Sinn?

I.1 Arbeit im Verlauf der Geschichte: Daseinsfindung und Entfremdung

Wer die Enge seiner Heimat begreifen will, der reise.

Wer die Enge seiner Zeit ermessen will,
studiere Geschichte.

Kurt Tucholsky (*Schriftsteller, 1890–1935*)

Welche Rolle spielt die Arbeit unter dem Aspekt ihrer Würde für den Menschen in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? Einer Antwort auf diese Frage nähern wir uns, wenn wir über den Bedeutungswandel der Arbeit vom Anfang der Geschichte an reflektieren.

Beginnen wir mit der Frage: Was ist Arbeit? Arbeit ist eine Art „energetischer“ Aufwand, der geschieht, um einem Mangelzustand abzuhelpfen.

Die Frühzeit

Es gab schon seit jeher Mangelzustände, die den Menschen zu energetischem Aufwand zwangen: Hunger, Durst, Kälte, Hitze, fehlende Unterstände, fehlende Körperbedeckungen, fehlende Schlafplätze, fehlender Schutz gegen wilde Tiere und vieles mehr.

Zeugnisse der Frühzeit lassen trotz der vielen Mangelzustände lediglich auf eine „Arbeitszeit“ von täglich wenigen Stunden schließen.¹ Jagen und Sammeln von Nahrung im natürlichen, direkten Umfeld der Menschen zählten zu den hauptsächlichen „Arbeitsinhalten“. Für uns heute stellt sich angesichts dieser Erkenntnisse die Frage, was die Menschen damals mit den restlichen Stunden des Tages anfingen. Wir können daraus einen

Punkt ableiten: Die zur Verfügung stehende Zeit, die nicht mit Schlaf verbracht wird, muss nicht zwingend mit Arbeit ausgefüllt werden. Das Wesen des Menschen fordert dies keineswegs.

Die Antike: Muße als Privileg

Die körperliche Arbeit wurde von Patriziern und anderen Vertretern der gehobenen Schichten eher als notwendiges Übel betrachtet, um sich nach ihrer Verrichtung den angenehmen Dingen zuwenden zu können, welche Lebensqualität bedeuteten. Der bevorzugte Lebensstil im alten Griechenland war die Muße. Tätige Arbeit war vor diesem Hintergrund nicht nur bei den Griechen, sondern auch bei den Römern eher negativ belegt: Sie hieß *negotium* – Nicht-Muße – und hatte gemessen am Ideal der Muße ein entsprechend geringes Prestige. Der männliche freie Mensch, der etwas auf sich hielt, sollte sich möglichst von ihr fernhalten. Aristoteles schlussfolgerte anhand der Entwicklung der Priesterkaste im antiken Ägypten, dass es eine Gruppe Menschen gab, die sich dank der hohen Produktivität von Handarbeitern – den Fellachen, die im Nilschlamm intensive Überschusslandwirtschaft betrieben – anderen Dingen zuwenden konnten, etwa der Entschlüsselung mathematischer Rätsel. Unter Muße verstand man auch das Ehrenamt, sich um das Gemeinwohl zu kümmern und Politik zu betreiben.

Der Mehrwert aus körperlicher Arbeit (die möglichst durch die Niedrigen verrichtet werden musste) ermöglichte also der gehobenen Klasse die notwendige Muße zur geistigen Arbeit. In der Vorstellung der Privilegierten sollte daraus wiederum eine stetige Verbesserung der Werkzeuge und Methoden der praktischen Arbeit resultieren. Das Ziel bestand darin, mit möglichst wenig körperlichem Aufwand schlussendlich immer mehr von der bevorzugten Lebensart der Muße für die Privilegierten zu schaffen. Aristoteles forderte, um den Stand der Elite hervorzuheben, dass Handwerker und Lohnarbeiter kein Bürgerrecht in

seiner Vorstellung eines idealen Staates haben sollten. *Banausos* – das altgriechische Wort für Handwerker – erweckt noch heute den degradierenden Beigeschmack, der in der Ethik der Antike begründet liegt.

Auch der römische Philosoph und Politiker Marcus Tullius Cicero (106 bis 43 v. Chr.) meinte, dass die Gruppe der Handwerker und Sklaven ein „verächtliches“ Geschäft betreibe. „Denn eine Werkstatt kann nichts Edles an sich haben“, körperliche Arbeit beschmutzte die Seele der Menschen.² Körperliche Arbeit galt als niedrige, wenngleich notwendige Tätigkeit, von der sich der höhere Stand abzuheben versuchte. Durch die Digitalisierung fallen viele lästige Aufgaben bereits weg. Allerdings gilt heutzutage die Erwerbsarbeit als wertvolle Arbeit und als Basis des eigenen Selbstwertgefühls. Muße im Sinne von Arbeitslosigkeit ist negativ konnotiert.

Um das Konzept der Muße zu verwirklichen, benötigte die „freie Familie“ Sklaven und Sklavinnen, die diejenige körperliche Arbeit erledigen mussten, die sie nicht selbst verrichten wollte. Das römische Zwölftafelgesetz (450 v. Chr.) regelte das Zusammenleben der freien Familie mit ihren Sklaven. Der Familienvater arbeitete mit auf dem Feld und der Sklave aß mit am Tisch. Später verloren die Sklaven ihre Rechte. Sie wurden körperlich bestraft und nicht selten sogar getötet. Die körperliche Arbeit war diskriminiert. Wer sie leistete, konnte kein öffentliches oder politisches Amt bekleiden. Cicero sagte: „[E]ines Freien aber nicht würdig, und schmutzig ist der Erwerb aller Tagelöhner, deren Arbeitsleistung, nicht deren Fertigkeiten gekauft werden. Bei ihnen ist eben der Lohn der Preis für die Sklavenarbeit ...“³ Schon hier wurde die Erwerbsgesellschaft als des Menschen nicht würdig bezeichnet.

Sklaven wurden geschlagen, gebrandmarkt, geschoren und an den Füßen zusammengekettet. Über tausend Jahre konnte sich das Römische Reich in seiner den Menschen verfehlenden Arbeitsauffassung halten, bevor es zugrunde ging. Von der Er-

niedrigung des Menschen durch die Arbeit haben wir sehr frühe Zeugen. Es wäre verfehlt, den Kampf der Arbeit zwischen Segen und Fluch in der Antike schönzureden.

Dennoch ist es bemerkenswert, dass das Ziel des wirtschaftlichen Denkens und Lebens nicht der Gewinn als solcher war, sondern die „Qualität“ menschlicher Gemeinschaft unterschiedlicher Provenienz wie der Hausgemeinschaft, der Dorfgemeinschaft und der Staats- oder Polisgemeinschaft. Als erstrebenswert galt eine Lebenssituation, in welcher häusliche Geborgenheit, politische Einflussnahme und eigenständige Lebensplanung gewährleistet waren. Lediglich die Sicherstellung der Selbstversorgung war das Maß und das Ziel.

Arbeit, die über die bloße Bedürfnisbefriedigung hinausging, war für den Bürger kein erstrebenswertes Ziel in der antiken Welt. Auch der Handel stand lediglich im Dienst der Selbstversorgung. Ersterer grenzte Aristoteles scharf von einem Warenaustausch ab, der um des bloßen Gewinnes willen betrieben wurde, der einem unnatürlichen Drang zum Geldverdienen entstammte und folglich als unmoralisch anzusehen war. Seiner Meinung nach verhinderte ein solches Handeln das gute Leben eher, als dass es solches ermöglichte. Diese Einstellung bewahrte sich weitgehend bis zur Handelsdynastie der Medici und bis ins 17. Jahrhundert hinein, als mit der Einführung der Zinsen die Tür für eine neue Denkweise über den Wert der Arbeit geöffnet wurde. Aristoteles unterschied neben der Trennung von Muße und Arbeit auch zwischen der Lebensform des *bios politikos* – des freien, um das gute Leben bemühten Menschen – gegenüber dem *bios chrematikos* – der menschlichen Lebensform, die der zielpervertierten, zweckentfremdeten Erweiterung des Reichtums um des Reichtums willen nachgiert.⁴ Kein Geringerer als Aristoteles wies also schon damals auf die moralische Gefahr für den Menschen hin, die mit dem Geldverdienen um des Geldverdienens willen verbunden ist: Dieses Denken zerstöre die Existenz einer harmonischen Gemeinschaft.

Die griechische „Marktwirtschaft“ bildete einen Teil des öffentlichen sowie des politischen Lebens und stand im Dienst des Gemeinwesens.⁵ Das deutsche Wort Markt leitet sich zwar von dem griechischen Wort *agorá* ab. Die Agora des alten Griechenland funktionierte jedoch nicht nach dem Angebot-Nachfrage-Preis-System, wie es unser dysreguliertes, kapitalistisches Marktsystem heute tut. Sie verstand sich als ein produktives Tätigsein, das seine Zielbestimmung in der Erhaltung des Gemeinwesens fand.

In Bezug auf die Bewertung der körperlichen Arbeit finden sich aber auch andere Stimmen in der Antike. Bei Homer wird die Arbeit sogar für Könige als ehrenvoll beschrieben. Auch Sokrates, der Lehrer Platons, war selbst Handwerker und lobte die Ehre dieses Standes.

Die Vorstellung aber, dass Menschen, die etwas tun, wofür es keinen Lohn gibt, gleichsam nutzlos und minderwertig sind, kommt erst zu Beginn der Neuzeit in die Welt.

Der Einfluss biblisch-theologischer Aussagen in verschiedenen Zeitepochen

Während in der Vorstellungswelt der antiken Kulturen die Menschen geschaffen wurden, um die Götter von der Last der Arbeit zu befreien, wird im Pentateuchos, griechische Bezeichnung für die fünf Bücher Moses, überraschend ausgesagt, dass Gott selbst arbeitet und sich danach ausruht. Dabei arbeitete Gott bereits vor der Erschaffung des Menschen. Der erste gemeinsame Tag Gottes mit den Menschen war ein Ruhetag – der Schabbat. Die biblische Lehre von der Arbeit beginnt also mit einer Lehre von der Ruhe. Im weiteren Verlauf des Schöpfungsberichtes beschreibt das 1. Buch Mose (Genesis) die Arbeit einerseits als eine Folgeerscheinung des Sündenfalls und somit als Fluch: „Mühsam sollst du dich von ihm nähren alle Tage deines Lebens. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot ver-

zehren.“⁶ Andererseits bedeutet nach dieser Auffassung gerade dieser Fluch auch einen Segen für den durch den Sündenfall betroffenen Menschen: „Unser Leben währt 70 Jahre, und wenn es kostbar war, war es Mühe und Arbeit.“⁷

Die Last, aber auch das Recht auf Arbeit, gehörte zu den Grundrechten des „gefallenen“ Menschen. Nur in der Arbeit kann der Mensch zu sich selbst finden und sein Potenzial entfalten. Der Begriff der Arbeit wurde in den Schöpfungsberichten sowohl als Strafe als auch als höchste Erfüllung verwendet. Die Strafe „Im Schweiße deines Angesichts“ verleiht dem Menschen erst die Chance, schöpferisch zu werden. Im ersten Buch Mose (1 Mose 2; 15) führt Gott den Menschen in den Garten Eden. Hier wird die Bestimmung des Menschen im Hinblick auf den Garten Eden charakterisiert: „Dass er ihn bebaue (*leabdah*) und bewahre (*leschamrah*).“ *Leabdah* meint „dienen, bedienen“ und *leschamrah* bedeutet „behüten und erhalten“. Aufgabe des Menschen ist es demnach auch, die Schöpfungstätigkeit Gottes widerzuspiegeln. Die Arbeit im Paradies war eine Art Kulturauftrag, die Schöpfung zu gestalten und zu bewahren. Der Mensch gestaltete die Schöpfung, wobei die Individualität und schöpferische Freiheit des Menschen durch die Arbeit entfaltet wurde. Benedikt von Nursia, der Vater des Mönchtums, nimmt diesen Gedanken auf: Arbeit ist für ihn Teilhabe am Schöpfungswerk Gottes.

Die Grundsatzaussage im Schöpfungsbericht der Bibel, dass die Arbeit für den Menschen sowohl Fluch als auch Segen bedeutet, zieht sich seither wie ein roter Faden durch alle Jahrhunderte christlicher Weltanschauung, und es scheint, als ob jede Generation die Herausforderung auf ihre eigene Weise bestehen muss, auf welchen der beiden Pole – Fluch oder Segen – sie zusteuert. Es scheint, als würde der christliche Mensch zur Arbeit eine Art Hassliebe pflegen: Ohne Arbeit erlangt der Mensch sein Glück nicht und mit ihr oft genug nur selten.

Die Evangelien übernehmen die Sicht des Pentateuch. Arbeit gehört zur Schöpfung dazu. Man braucht sie zum Lebensunter-

halt. Die christliche Auslegung der Bibel versteht Arbeit nicht nur unter dem Aspekt der Selbsterhaltung, sondern auch in dem Sinne, dass sie dazu dient, seine Mitmenschen zu unterstützen. Im vierten Kapitel des Briefes an die Epheser (Vers 28) schreibt Apostel Paulus: „Wer stiehlt, stehle nicht mehr, sondern arbeite mit den eigenen Händen, damit er habe mitzuteilen, dem, der es nötig hat.“ Mit den Früchten der Arbeit sollen die Menschen ihren Lebensunterhalt bestreiten und dazu in der Lage sein, anderen Menschen zu helfen.

Arbeit kann nach biblischem Verständnis allerdings auch durch Habsucht oder Arbeitswut pervertiert werden. Die Bibel warnt vor einer solchen Haltung, die Mitmenschen und ihre Bedürfnisse ignoriert und bei der der Besitz die Stellung Gottes einnimmt und somit zum Götzen wird. Sie warnt aber auch vor Sorge, die zu rastloser Arbeit führt, und genauso warnt sie auch vor Müßiggang und Gleichgültigkeit, die ebenso im Widerspruch zum Auftrag des Menschen stehen. Psalm 127, Vers 1 besagt: „Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten die Bauleute daran umsonst.“

Mit dem Verlust seiner Arbeit verliert der Mensch nach dieser Auffassung nicht nur die materiellen Grundlagen. Er verliert viel mehr. Ihm kommt ein wesentlicher Baustein abhanden, der sein Leben erst lebenswert macht. Ein Teil seiner Bestimmung löst sich auf. Denn erst der „Fluch“ der Arbeit bietet dem Menschen die Chance, schöpferisch zu werden und seine Kreativität zu entfalten. In der Bibel wird die Arbeit als Notwendigkeit zum Lebensunterhalt bezeichnet. Sie ist einerseits Segen, andererseits Bürde, die in der natürlichen Schwäche und Hinfälligkeit des Menschen liegt. Arbeit gehört aber ebenso zur positiven Bestimmung des Menschen, da er seine Menschlichkeit durch sie entfaltet und am schöpferischen Tun Gottes teilhat. Dadurch macht die Arbeit den Menschen gleichzeitig auch erst zum Menschen.

Mit dem Gebot eines „arbeitslosen“ Tages wird die biblische Vorstellung von Arbeit verständlich. Erst in der „Nicht-Arbeit“,

an einem Tag der völligen Ruhe und der Besinnung, kann der Mensch das Glück ermessen, arbeiten zu „dürfen“. Wer den Ruhetag nicht nutzt, wird zum Knecht der Arbeit. Auch hier wird uns schon in den frühen Schriften der Menschheit indirekt die Gefahr vor Augen geführt, der Arbeit Diener zu werden und ihr gegenüber ein Suchtverhalten zu entwickeln. Gerade im Wechselspiel von Arbeit und Einkehr liegt die Grundlage für ein zufriedenes Leben. Auch im biblischen Kontext geht es beim Arbeiten nicht um Gewinnmaximierung und Anhäufung von Reichtum, sondern um Existenzerhaltung, verbunden mit der Kunst eines verantwortlichen Umgangs mit den eigenen Ressourcen. Die Ausbeutung anderer und Wucher gelten als Auswüchse von Egoismus und Gier. „Das Wenige, was ein Gerechter verdient, ist mehr wert als das Viele, das ein Gottloser sich erhascht.“⁸ Nur der Mensch, der Arbeit als integralen Bestandteil und als Segen in seinem Leben anerkennt und der den Inhalt und das wie der Arbeit höher bewertet, als das wie viel er verdient, darf mit langfristigem Wohlergehen rechnen. Das Produkt der Arbeit spielte eine sekundäre Rolle. Einen bleibenden Wert besitzt es ausschließlich, wenn es sich in die gegebene Wertordnung, inklusive der Fürsorgepflicht den Armen gegenüber, einfügt. Somit geben uns die seit Jahrtausenden überlieferten Schriften der (hebräischen) Bibel unter anderem eine Rahmenordnung für menschenwürdige Arbeit mit auf den Weg.

Das Mittelalter

Während in der Antike die für den Menschen wichtige Bedeutung der Arbeit als Wert an sich noch nicht im Fokus stand, verändert sich die Sichtweise mit Beginn des Mittelalters stufenweise in eine ganz andere Richtung. Unter verschiedenen historiografischen Interpretationsvarianten des Mittelalters sei die feudale Gesellschaft herausgegriffen: Diese Gesellschaft stützte sich auf drei Ordnungen: Beten, Arbeiten und Kämpfen (*orare, laborare,*

(*pugnare*). Grund und Boden waren die bestimmende Basis für Macht und Abhängigkeit. Zugleich zeichnete sich der Boden als wichtigster Produktionsfaktor aus. Die Last der produktiven Arbeit lag auf den Schultern der Bauern und Handwerker.

Die klösterlichen Ordensregeln im Mittelalter basierten auf dem biblischen Verständnis von Arbeit. Für die Benediktiner war Arbeit der zentrale Bestandteil ihres Alltags. Der abendländische Mönchsvater Benedikt von Nursia (geb. 480) gründete auf dem Monte Casino das später weltberühmt gewordene Kloster. Er wies der Arbeit als Bestandteil unseres Daseins einen heiligen Platz zu und wertete sie zu einer Art Sakrament auf. „Ora et labora“ – der Leitspruch der Ordensregel der Benediktiner – prägte über Jahrhunderte hinweg das christliche Lebensbild. Als Benedikt von Nursia der Arbeit einen gleichen Wert zusprach wie den anderen Gelübden, negierte sein Orden damit erstmals die aus der Antike nachwirkende Auffassung von Fluch und Erniedrigung aller manuellen Arbeit. Er wertete die Arbeit zu einem Faktor leiblicher Gesundheit sowie geistiger Erneuerung und Ausgeglichenheit auf. Konkretes Handeln, Planen und Erfahren im Handwerk gab zugleich der geistigen Arbeit festen Grund. Die Arbeit diente nicht dem Profit, sondern stärkte die Kraft zur meditativen Versenkung. Die Geschichte ist voller Beispiele dafür, dass gerade der Verzicht auf die Fokussierung „Was bringt es materiell?“ das Materielle nicht mindert, sondern sogar vermehrt.

Den Zugang zu solcher Arbeitseinstellung verstand man als Angebot. Niemand sollte dazu gezwungen werden. Unterstrichen wurde die Haltung zur Arbeit durch den Verzicht auf persönlichen Besitz. Dieser freiwillige Verzicht bescherte Lebensqualität und führte zum Entstehen schönster Kathedralen oder Klosterbibliotheken, wodurch Kultur und Wissenschaft wiederum befruchtet wurden. Der geistliche oder moralische Wert der Arbeit wurde viel höher bewertet als ihre materiellen Früchte, die den Klöstern trotzdem reichlich zuteilwurden.⁹ Immer noch war im Zusammenhang mit der Arbeit das egoistische Prinzip

des Raffens verpönt; vielmehr galt das Interesse dem Dienst an Gott und an den Armen. Weil die Arbeit selbst als tiefstes Sinnerlebnis im Mittelpunkt stand – und nicht ihr Ergebnis –, suchten schon früh vom „Burn-out“ Geplagte wie Martin Luther oder der Graf von Zinzendorf in Castell die Gemeinschaft im Kloster und fanden dort unter dem „Ora et labora“ ihr seelisches Gleichgewicht.

Die ehrbare Arbeit als Wert an sich wurde in der Folgezeit verknüpft mit Freiheit, Ehre und Bürgerrecht.

Der Kapitalismus begann sich zu entfalten, als spätmittelalterliche Kaufleute viel Geld brauchten, um ihre Geschäfte weit über die Ländergrenzen hinaus auszudehnen. Aus Handelshäusern wurden allmählich Geldhäuser.

Mit der Medici-Dynastie im Mittelalter (die Medici Bank wurde 1397 gegründet) und der Einführung der Zinspolitik wurden bereits Wurzeln für unsere heutige Wirtschaftsordnung gelegt, deren Philosophie wir stark verinnerlicht haben. Das Erheben von Zinsen auf ausgeliehene Beträge war bis dahin, bedingt auch durch die katholische Morallehre, streng untersagt. Wer damals von der Würde der Arbeit sprach, hatte noch keine Vorstellungen davon, wie Zinsen und Bankwesen später die Welt verändern würden.

Das Zinsverbot in der katholischen Morallehre war der Grund, weshalb das mit dem sich ausdehnenden Seehandel unverzichtbar gewordene Kreditgeschäft an Nichtchristen ausggliedert wurde: Bald siedelte die aufstrebende Seemacht Venedig zu diesem Zweck eine größere jüdische Gemeinde in einem eigenen, durch eine Mauer abgetrennten Viertel ihres Stadtgebietes an. Das ambivalente Verhältnis von Abhängigkeit und Verachtung gegenüber den unverzichtbaren Kreditgebern überdauerte die Epochen. Mit der Medici-Dynastie wurde der Aufstieg des Bankiers zum entscheidenden Macht- und Wirtschaftsfaktor der modernen Welt offiziell. Das Bankensystem wurde später in die Großstädte Nordeuropas getragen.